

GULES, CHRISTIANA

Plaudereien über den Sommeralltag.

Literarische Feuilletons des Neuen Pester Journals am Ende des 19. Jahrhunderts.

BETREUER: DR. HABIL. ENDRE HÁRS

Im Fokus der vorliegenden Arbeit steht eine repräsentative literatur- und kulturwissenschaftliche Untersuchung von ausgewählten Feuilletons aus der Tageszeitung *Neues Pester Journal*, wobei der sommerliche Alltag des Budapesters ‚Kulturmenschen‘ veranschaulicht werden soll. Ich gehe davon aus, dass die Feuilletons ein interessantes Guckloch in die Alltagswelt der damaligen Leser öffnen und dementsprechend der Frage nachzugehen erlauben, wie ‚unter dem Strich‘ über das Thema ‚Sommer‘ und die dazu gehörenden Topoi wie Reisen oder Erholung in den Kreisen der Großstädter ‚geplaudert‘ wird. Im Rahmen der Untersuchung werden Texte aus den Jahren 1890 und 1900 behandelt. Die Hinzufügung von Feuilletons aus dem gesamten Zeitraum von 1890 bis 1910 bzw. 1914 ist vorgesehen und Teil eines umfassenderen Forschungsprojekts.

2. Großstädtischer Alltag im Sommer

Mit der Entfaltung des urbanen Stadtbildes, mit den dicht bebauten Straßen, engen Beamtenbüros und dem durch Straßenverkehr, Telegraf und Telefon beschleunigtem Alltag gab es für die Bewohner von Budapest immer weniger Gelegenheiten grüne

Plätze zu besuchen, Erholung und frische Luft in der Natur zu finden. Vielmehr besuchte man die Kaffeehäuser oder das Theater.¹ Das Alltagsleben der Großstädter teilte sich grundsätzlich in zwei Sphären: Einerseits befand man sich in der Öffentlichkeit, auf der Straße oder am Arbeitsort, andererseits bot die eigene Wohnung Intimität und Privatsphäre mit einem, dem Wohlstand der jeweiligen Familie repräsentierenden Interieur. Die Natur bekam eine geringe Rolle in der alltäglichen Routine. Das Budapester Stadtwaldchen und andere Parkanlagen der Stadt wurden gewöhnlich am Wochenende oder an Feiertagen besucht.² In den Sommermonaten wurde es in den Kreisen der begüterten Bürger- bzw. Elite-Schichten der Gesellschaft immer mehr zur Gewohnheit, die Stadt zu verlassen und die regenerierende Kraft der Natur auf „gut gewählten“ institutionalisierten Formen des Sommerurlaubs wie „Bädern, Kurorten und Sommerfrischen“³ zu suchen.

Lippmann listet in seiner tourismuswissenschaftlichen Dissertation zu Sommerfrischen der Jahrhundertwende eine „Typologie touristischer Handlungsprogramme“⁴ der Zeit auf. Die Werbung verschiedener Programme und Praktiken des Reisens wurden damals „in der Form von Reiseführern, Organisationen und Institutionen wie Reisebüros oder Heimat- und Wandervereinen“⁵ gemacht. Lippmann stellt fest, dass sich der Tourismus „gegen Mitte des 19. Jahrhunderts als eine selbstbezügliche Struktur“⁶

1 Gyáni, Gábor (1999): *Az utca és a szalon. A társadalmi térhasználat Budapesten (1870-1940)*. Budapest: Új Mandátum Kiadó. S. 74ff.

2 Ebd.

3 Kósa, László (1999): *Badeleben und Kurorte in Österreich-Ungarn*. Budapest: Holnap Verlag. S. 23

4 Lippmann, Hans-Christian (2016): *Sommerfrische als Symbol- und Erlebnisraum bürgerlichen Lebensstils Zur gesellschaftlichen Konstruktion touristischer ländlicher Räume*. Dissertation. S. 162. Erreichbar unter: https://depositonce.tu-berlin.de/bitstream/11303/5952/4/lippmann_hans_christian.pdf [zuletzt gesehen am 4.4.2017]

5 Ebd.

6 Ebd.

zeigt. Dabei ergeben „die technischen, massenmedialen Möglichkeiten der Information und Mobilität mit Hilfe von Schnell- druck und Eisenbahn“⁷ die Voraussetzungen für das Florieren dieser Industrie. Weiterhin geht Lippmann den Sehnsüchten der Reisenden, u.a. Kultur, Bildung und Naturerlebnis des Urlaubers nach. Die gesundheitliche Motivierung und Sehnsucht nach Ruhe, „Luft, Wasser und Körpergefühl“ werden auch genannt, so wie auch die unerlässlichen repräsentativen Aspekte der Neu- Reichen: „Sozialprestige, Promenaden und Gesehen-Werden, nach Erzählen-Können, nach Ferienglanz im grauen Leben“⁸. Die Arten der Reisen sind u.a. Bildungsreisen, Schiff- oder Eisen- bahnfahrten „entlang definierter Routen“⁹; weiterhin der Besuch einer „Kur (als Kurort- bzw. Luftkurort und Seebad)“, bzw. „der Sonntagsausflug, der den Stadtspaziergang ablöst“¹⁰ und schließ- lich die Sommerfrische.

In seiner Studie charakterisiert Lippmann die Sommerfri- schen als „soziale Räume oder räumliche Sphären, die sich an der Grenze zwischen dem öffentlichen und dem privaten Leben befinden“¹¹. Auf Sommerfrischen erlebt der Reisende bzw. der Gast eine Abwechslung in seinem gewöhnlichen Alltag zu Hause, man gewinnt „Erlebnisse, Zeitgefühle und Werte einer idealen bürgerlichen Ordnung“¹². Die Sommerfrischen bieten eine beson- dere Naturnähe, die dem Großstädter mittlerweile im Alltag ver- sagt bleibt:

Eine Sommerfrische befreit von Alltagserfahrungen
mittels Landschaftsgenuss und anderer ästhetischer

7 Ebd.

8 Ebd., S. 163.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 32.

12 Ebd., S. 33.

oder körperlicher Praktiken. Diese befreien vom hektischen und ungesunden Leben. Über die Bedeutung der Landschaft als Medium eines ästhetischen Schauens in den Raum ist im touristisch-ländlichen Raum, wie er in der Sommerfrische repräsentiert wird, bereits der Horizont eines genießerischen, schwärmerischen sowie zivilisierenden Blickes auf eine ästhetisch befriedete Natur angelegt.¹³

Eine besondere Rolle für die Gesundheit der Großstädter spielte die Medizin im Bereich der Wasserheilkunde. In *A magyar család aranykönyve* [Goldenes Buch der ungarischen Familie], einem dreibändigen Ratgeber-Werk zur idealen Lebensführung aus 1909–1911, wird die Bedeutung des Sommerurlaubs stark betont. Besonders die Großstädter seien diejenigen, die danach streben, dem „nervenerstörenden“¹⁴ systematischen Arbeitsalltag zu entkommen. Auf jeden Fall aber bedeutete ein Aufenthalt an einem Badeort eher eine Angelegenheit der Gesundheit als einen entspannten Sommerurlaub. Vor jeder Abreise war es üblich, so der Ratgeber in *A magyar család aranykönyve*, gewissenhaft den Hausarzt zu konsultieren, welche Sommerfrische oder Meeresküste für die aktuellen Beschwerden geeignet sei.¹⁵ So zum Beispiel seien Sommerfrischen in Gebirgen oder Waldgegenden, wo frische Luft und ein milder Sommer zu Wanderungen einladen, empfehlenswert für nervöse Leute, aber auch für diejenigen, die an Lungenkrankheiten oder Blutarmut und Schwäche leiden. Das Meer wiederum sei den

13 Ebd., S. 34., vgl. Geulen, C. (2000): „Center Parcs“. Zur bürgerlichen Einrichtung natürlicher Räume. In: Hettling, M., Hoffmann, S.-L.: Der bürgerliche Werthimmel: Innenansichten des 19. Jahrhunderts, S. 257-282, Göttingen.

14 Szabóné, Nogáll Janka / Bexheft, Ármin (1910): Szórakozás, nyaralás, sport. In: Bexheft, Ármin (Hg.): *A magyar család aranykönyve II*. Budapest: Athenaeum. S. 616.

15 Ebd., S. 618.

intellektuell Ermüdeten und an Nervenkrankheiten leidenden Menschen zu empfehlen, die aber auf jeden Fall den Anleitungen ihres vertrauenswürdigen Hausarztes folgen sollen.¹⁶

Einen umfassenden Überblick zu der Entwicklung der Wasserheilkunde bietet László Kósa in seinem Buch *Badeleben und Kurorte in Österreich-Ungarn*. Interessanterweise errangen die Kurärzte erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gründliche Fachkenntnisse.¹⁷ Davor praktizierten Barbieri und Badeärzte ohne Universitätsabschluss, was eine allgemeine Geringschätzung seitens der Badegäste erbrachte.¹⁸ Nach der Professionalisierung der Branche nahm aber die Zahl der qualifizierten fachmännischen Kurärzte zu.¹⁹

3. Das Neue Pester Journal

Das *Neue Pester Journal* (1872–1925) erreichte innerhalb des ersten Jahrzehnts seines Bestehens eine Anzahl von 10.000 Abonnenten.²⁰ Damit bedeutete es für den *Pester Lloyd* (1854–1945), das damals bedeutsamste deutschsprachige ungarische Finanzblatt, das „The Financial Times of the East“²¹ sogar eine Konkurrenz.

16 Ebd., S. 617.

17 Kósa (1999), S. 31f.

18 Ebd., S. 28.

19 Ebd., S. 34.

20 Újvári, Hedvig (2007): Die Verknüpfung von Literatur und Journalismus im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns vom Ausgleich (1867) bis zur Jahrhundertwende. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Band 2. Klausenburg/Großwardei: Partium Verlag. S. 352.

21 Auflagen des *Pester Loyds*: 1890: 15.000, 1906: 18.000, 1910: 15.000; Auflagen des *Neues Pester Journals*: 1890: 28.500, 1906: 34.000, 1910: 34.000. In: Buzinkay, Géza (1993): Kis Magyar Sajtótörténet (<http://vmek.oszk.hu/03100/03157/03157.htm>)

Den schnellen Erfolg verdankte das Blatt seiner Leserschaft, den deutschsprachigen Mittel- und Kleinbürgern,²² die in den 1880er Jahren zu den neuen gesellschaftlichen und kulturellen Kräften des modernen Budapest gehörten.²³ Überhaupt war dieser Zeitraum der Budapester Gründerzeit maßgebend für die Entwicklung des modernen Lebensstils.²⁴ Das *Neue Pester Journal* erschien täglich, war offiziell unparteiisch, und das Hauptanliegen bestand in der Unterhaltung seiner Abonnenten. Eine Auswahl an Feuilletons, Fortsetzungsromanen und Beilagen bzw. Theaterkritiken wurde regelmäßig angeboten.

4. Theoretische Aspekten zum Feuilleton um 1900

In der großstädtischen Tagespresse entwickelte sich im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine „tendenziell reflexive, spielerische Art der Gegenwartsbeobachtung“²⁵, die sich mit zeitgenössischen gesellschaftlichen und kulturellen Fragen auf eine kritisch unterhaltsame und reflektierende Weise auseinandersetzte.²⁶ In der Rubrik Feuilleton werden publizistische Texte mit poetischen Charakteristika veröffentlicht. Die eigenartige Redeweise dieser Texte ist die Plauderei, die sich in der Budapester

22 Újvári 2007, S. 351.

23 Ebd.

24 Buzinkay, Géza (1997): *Bulvárlapok a pesti utcán*. In: Gyáni, Gábor (Hg.): *Tömegkultúra a századfordulós Budapest*. Budapesti Negyed 16-17. 5. Jg. 2-3., S. 32f. (https://library.hungaricana.hu/hu/view/BFLV_bn_16_17_05_1997_2_3/)

25 Lamping, Dieter (2009): *Handbuch der literarischen Gattungen*. Stuttgart: Kröner. S. 264.

26 Ebd.

Publizistik nach Wiener Beispielen etabliert hat.²⁷ Dank der Plauderei, so Tóth, kann der Feuilletonist eine gewisse narrative Identität des Erzählers erschaffen, die seinen eigenen medialen Lebensraum innerhalb der Presse gestaltet. Diese Identität des Erzählers konstruiert sich aufgrund ihrer Wechselbeziehung zum Milieu des modernen großstädtischen Raumes und zu den entstehenden neuen Gewohnheiten. Die in der Feuilleton-Rubrik der Massenpresse erscheinenden Plaudereien entsprechen den Alltagserfahrungen ihrer Leserschaft –, medialisieren, imitieren und vermitteln also die alltägliche Welt auf eine narrative, ästhetisierende Weise.²⁸

Nach Kernmayer ist das Feuilleton als eine heterogene, polyfunktionale Gattung zu verstehen, die sowohl journalistische als auch poetische Elemente beinhaltet. Das Feuilleton ist von einem referenziellen Ton, der oft durch den Einsatz „radikaler Stilgebärden ins Poetische überführt“²⁹ wird. Weiterhin wird das Feuilleton von Subjektivität geprägt, die als Selbstbezüglichkeit des Subjekts, als die individuelle Stimmung und Perspektivierung des Mitgeteilten zu verstehen ist.³⁰ Der Zweck des zwanglosen, freundlichen Plaudertons des Erzähler-Ichs ästhetisiert das augenblickliche Gefühl.³¹ Das Flüchtige bringt die Bewegung des Subjekts mit sich, wobei der Beobachter sowohl ironisch ist, als auch empathisch wirkt; er kommentiert das Gegenwärtige und

27 Tóth, Benedek (2016): Alte und neue Städte: Bauprojekte in Wien und Budapest im Feuilleton des 19. Jahrhunderts. In: Hárs Endre, Kókai Károly, Orosz Magdolna (Hg.) Ringstraßen: Kulturwissenschaftliche Annäherungen an die Stadtarchitektur von Wien, Budapest und Szeged. Wien: Praesens Verlag, 2016. S. 150-164, hier S. 158.

28 Ebd., S. 159.

29 Kernmayer, Hildegard (2012): Sprachspiel nach besonderen Regeln. Zur Gattungspoetik des Feuilletons. In: Zeitschrift für Germanistik 22, 2012, H.3, S. 512.

30 Ebd., S. 514ff.

31 Ebd., S. 518.

erinnert sich ans Vergangene, wodurch eine Art Flanerie in der Narration entsteht.³²

Die vorliegende Untersuchung kann gegenwärtig nur ein kleines, repräsentatives Korpus aufweisen. So können die Aspekte von Kernmayer bei der Erschließung der einschlägigen Sommer-Topoi einwandfrei angewendet werden. Ziel der eigenen Forschung ist jedoch eine Untersuchung, die neben den bisher genannten gattungsspezifischen Aspekten noch weitere Eingrenzungs- und Systematisierungskriterien erfordert. Wie es sich in der folgenden Analyse herausstellen wird, mussten die untersuchten Texte aufgrund ihrer Heterogenität noch in weitere Kategorien aufgeteilt werden.

5. Fallbeispiele über den Sommerurlaub im Neuen Pester Journal

Die hier aufgeführten acht Feuilletons sind Plaudereien über Erinnerungen und Meinungsäußerungen des jeweiligen Ich-Erzählers, wobei auch einige populärwissenschaftliche Informationen angeführt werden. Im Folgenden erfolgt eine Auswahl-Analyse der untersuchten Texte. Einerseits werden die Sommer-Topoi präsentiert, wobei die spezifische bzw. typische Sommerthematik erörtert wird. (5.1) Die Erschließung der Topoi bzw. der Sommermotive erfolgt mit Rücksicht auf historische und historiografische Fachtexte. Andererseits werden zwei Feuilletons näher beleuchtet, die zwar keine Sommer-Topoi per se beinhalten, dennoch als Ganzes im Kontext des sommerlichen Alltags der Großstadt interpretiert werden können. (5.2)

32 Ebd., S. 520-523.

5.1 Sommertopoi

Zu den Sommertopoi gehören das Baden, das Braunwerden, das Wetter bzw. das Reisen überhaupt. Einen vielfältigen Einblick im Diskurs der Badekultur gewährt das Feuilleton *Seebäder* vom 9. August 1900. Das Begehren der Großstädter im Sommer nach Kühlung am Wasser wird wie folgt formuliert:

Wenn die Sonne ihren Rücklauf antritt und uns gleichsam als Provision für den bevorstehenden Winter machtvolle Wärme fluthen spendet, [...] da flüchtet sich der nicht in ewigem Frohndienst [...] gebundene Theil der Menschheit in kühle Erdenwinkel und taucht den vom Uebermaß der Sonnengluth gequälten Leib in kühlendes Naß, in rauschende Wellen, in smaragdene Seefluthen und, wenn schon nichts Anderes, in die civilisierten Wasser einer Badewanne!³³

Durch die Personifizierung der Sonne und der übertreibend poetischen, dann plötzlich ironisch banalen Benennungen der Bademöglichkeiten wird auf Gelegenheiten des Badens hingewiesen. Es werden die nördlichen Meeresküsten, die Heilbäder und auch die städtischen öffentlichen Bäder besprochen. Um 1900 waren diese Orte mit dem Zug für jeden (begüterteren Bürger) erreichbar. Die südliche Meeresküste Abbazia an der Adria sei z. B. nach Koloman v. Fest nur „einen Katzensprung weit von der [ungarischen C.G.] Hauptstadt“ [KvF S. 1] entfernt. Über die erfrischende Wirkung des Meereswassers plaudert Koloman v. Fest folgenderweise:

³³ Koloman v. Fest: *Seebäder*. In: Neues Pester Journal. Ausgabe vom 09.08.1900; Jg.29 Nr. 217 S.1. [Im Weiteren mit der Sigle „KvF“ zitiert]

Licht, Luft, Wärme und das Seewasser mit allen seinen salzigen, jodigen Ingredienzien wirken zusammen, um das Behagen zu steigern. Und nach dem Bade diese süße Mattigkeit, die zur Siesta drängt, diese Kühle des mit einer dünnen Schicht Salz instruierten Körpers, die den Appetit erregt. Salz konserviert selbst todes Fleisch, umso mehr den lebendigen Menschenleib, und dieses aus dem Meere am Körper herausgeschmuggelte Salz unterliegt nicht einmal der Konfiszierung.[KvF S. 1]

Das Zitat beschreibt die Wirkung der Natur auf den Körper wie eine medizinische Behandlung, aus der die Verjüngung und die ‚Konservierung‘ des Behagens des Leibes resultieren. Die „süße Mattigkeit, die zur Siesta drängt“[KvF S. 1] verweist auf die gemütlichen, beruhigenden Urlaubsstunden, in denen man nicht von der Hektik und Arbeit bedrängt wird. Der menschliche Körper wird ähnlich eines Gerichtes dargestellt, als ein Stück Fleisch, das mit Hilfe des Salzes frisch und begehrenswert präpariert wird. Insgesamt skizziert der Autor ein poetisches Bild, indem die Wellness-Kraft des Meeresswassers erörtert wird. Ein ironischer Verweis ist in der Erwähnung der Konfiszierung des mit nach Hause ‚geschmuggelten‘ Salzes zu erkennen, da eben dieses natürliche Wundermittel (auf der Haut jedenfalls) nicht mehr behördlich enteignet werden kann. Im Anschluss an seine Erörterungen bringt der Autor eine Anekdote aus Abbazia, eine ‚Urban-Legend‘ mit, demnach

vor einigen Jahren ein Badegast Aufsehen [erregte], der, ein Riese an Wuchs und Körpergewicht, jeden Morgen der Erste im Bade erschien und als Letzter das Wasser verließ, und während dieser Zeit bis an die Schultern im Wasser unbeweglich dastand. Wie man

erfuhr, wollte er durchaus abmagern, was ihm vielleicht gelang, als man ihm rieth, das Meerwasser auch innerlich zu gebrauchen.[KvF S. 1]

Ein entsprechendes Beispiel dafür, welche Missverständnisse und Fehler entstehen, wenn man das Baden nicht auf eine entsprechende Weise übt. Ohne die Wirkung des Meereswassers zu kennen, wenn man den Arzt nicht richtig konsultiert oder seiner Behandlung nicht folgt, wird man zur Witzfigur. Überhaupt war die Rolle der Mediziner nicht unwichtig, nicht nur bei der Vorbereitung und Auswahl des entsprechenden Reiseziels, sondern auch während des Aufenthaltes am Ferienort. Die Figur der Ärzte kommt in den Feuilletons oft vor. Einerseits, muss mit dem Arzt bei der Wahl des Erholungsortes konsultiert werden, andererseits befindet man sich während seines Ferienaufenthaltes unter der Behandlung des örtlichen Kurarztes. Dieser ist ein festes, unerlässliches Mitglied der Gesellschaft. Die Beziehung zwischen Kurarzt und den Kurgästen ging sogar bis ins Vertrauliche, wie man in Joseph Roths *Radetzky marsch* auch lesen kann. Da erringt der Doktor Skowronnek während den vier Monate, die er jährlich arbeitet, „eine ausgezeichnete Kenntnis der Welt, die wertvoller war als seine medizinische“³⁴. Die abwertende Haltung den fachmännischen Kenntnissen der Kurärzten gegenüber beschreibt der Autor des Feuilletons *Abgebrannt* vom 22. Juli 1900 mit einem ironischen Eitelkeit-Bild:

Der braune Schmelz ist ein Allheilmittel, was aber niemals das selbstgefällige Lächeln des Kurarztes hindern wird, wenn man ihm bei der morgendlichen Brunnenpromenade begegnet. Was die freie, scharfe

34 Joseph Roth: *Radetzky marsch*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2015., S. 285

Luft, Wind und Sonne an unseren Wangen gebräunt haben, das schreibt sich der Kurarzt gewöhnlich als besonderes persönliches Verdienst zu.³⁵

Der Verfasser charakterisiert das Bräunen durch unterschiedliche metaphorische Bezeichnungen wie „[d]er braune Schmelz“ oder die „Visitenkarte der Badesaison“. Es wird ein Zauber der Natur genannt, das „den erschöpften Städtern [...] das Aussehen strotzender Gesundheit, ja sogar urwüchsiger Kraft“ [D S. 1] verleiht. Dieses Braunwerden ist als der sichtbarste Beweis einer erfolgreichen Sonne- bzw. Luftkur zu betrachten – für den Kurarzt jedenfalls aber ein Zeichen seiner Wirksamkeit. Unmittelbar folgen folgende Fragen:

Wie kommt es, daß der Kurarzt unter den Aerzten jener Arzt ist, der des schlimmen Rufs genießt? Es kommt wohl daher, weil er an die Heilkraft der speziellen Quellen in seinem Bereiche unter allen Umständen glaubt und sie unter allen Umständen anwendet. Kommt es wohl vor, daß ein Kurarzt einem Kranken erklärt, man hätte ihn in ein anderes Bad schicken müssen? Und wenn es vorkommt, kommt es vor dem längerem Aufenthalt des Patienten und der längere Zeit gebrauchten schädlichen Kur vor? Ich weiß es nicht, aber manche Leute bestreiten es.[D S. 2]

In einem pseudodialogischen Format beleuchtet der Autor einige Ungenauigkeiten in Bezug auf die Prestige und Kompetenz der Kurärzte, die sich eigentlich als kritische Hinterfragungen entpuppen. Anscheinend unwissend fragt sich der

35 Domino: *Abgebrannt*. In: Neues Pester Journal. Ausgabe vom 22.07.1900; Jg.29 Nr.199 S.1. [Im Weiteren mit der Sigle „D“ zitiert]

Autor und doch beantwortet er selbst die gestellten Fragen. Der Ich-Erzähler, der sich im Text vorerst eitel und stolz über sein von Mutter Natur erworbenen „braunen Schmelz“ im Spiegel wundert, übernimmt nun die subjektive Perspektive des unzufriedenen Kurortbesuchers, ohne dies aber direkt auszusprechen. Aus einer distanzierten Perspektive, versäumt er es nicht, den Eindruck einer lakonischen Blasiertheit zu hinterlassen, als er uneindeutig meint, manche verärgerte Gäste bestreiten die Korrektheit der Kurärzte, den Gast über den für seine Beschwerden entsprechenden Erholungsort zu informieren. Es kann eine weitere mögliche Interpretation aufgrund der hohen Kosten geben, die dann bedauert werden, wenn die Behandlung den Erwartungen nicht entsprochen hat. Der Fachliteratur nach waren die Kurtaxen in der Monarchie-Zeit hoch, obwohl diese auch unterschiedliche Preise bzw. Ermäßigungen ermöglichten, abhängig von dem Wohlstand, dem Adelstitel oder eben den Bekanntschaften der Gäste.³⁶

Im Rahmen des gleichen Feuilletons werden auch Geschlechterfragen berührt. Bezüglich des Topos ‚Braunwerden‘, äußert sich der Autor folgender Weise zum unterschiedlichen Empfang der sonnengebräunten Haut bei den Damen bzw. bei den Herren.

Zweifellos sehen die Damen den braunen Schmelz, den ihnen der vielbegehrte Aufenthalt in Bädern und Sommerfrischen verleiht, als eine schwere Unbild an, die ihnen persönlich von der neidisch-eifersüchtigen Mutter Natur, die ihr Geschlecht nicht verleugnet, zugefügt wird.[D S. 1]

36 Kósa 1999, S. 108ff.

Die Damen würden versuchen, die weiße Haut mit Sonnenschirmen, Handschuhen und Schleier zu beschützen. Trotzdem werden sie gebräunt, und – so der Erzähler-Ich, der eine leichte Galanterie in seinem Ton spüren lässt – „so sieht manche Frau, deren größten Stolz der schöne Teint gebildet, aus wie ein Aschantiweiber!“ [D S. 2]. Die Schönheit der schwarzhäutigen Aschanti Frauen wurde drei Jahre davor, 1897, von Peter Altenberg in seiner Skizzensammlung *Ashantee* gelobt. Bei diesem Vergleich kann ebenfalls eine Anspielung auf die Ashantee-Ausstellung angenommen werden. Den intertextuellen Vergleich der weißhäutigen Bürgerdamen mit den schwarzhäutigen Musen Altenbergs wiederholt der Autor auch in Bezug auf die Herren, wobei er diese den romanhaften Indianern gegenüberstellt. Die malerischen Wirkungen der Sommersonne sollen für die Herren kräftigende Ergebnisse hervorbringen:

Kehren wir im Herbst wieder in die Bureaus und Werkstätten zurück, treiben wir uns wieder in den Theaterfoyers und hinter den Coulissen herum [...] so überzieht gar bald von neuem des Gedankes Blässe unser edles Antlitz. Dann werden wir Alle wieder Bleichgesichter, wie sie einst von den Indianern in Amerika mit Wollust skalpiert wurden [...] Aber auf dem Lande verlieren wir im Handumdrehen das Abzeichnen unserer besonderer Beliebtheit in der alten und neuen Welt. Wir zeigen wettergebräunte Physiognomien, und das Bewußtsein ihres Besitzes ist von einer gewissen suggestiven Wirkung auf unser körperliches Wohlbefinden. [D S. 2]

Die bleichen Großstadtgesichter freuen sich über die Illusion von Kraft und Gesundheit. Der Ich-Erzähler gibt sich hier als

Mitglied des männlichen intellektuellen Großstadtkollektivs zu erkennen, als eine typische Figur seiner Gesellschaft, wodurch er auch die Nähe zur männlichen Leserschaft implizit andeutet. Der Vergleich mit den wilden Indianern kann kein Zufall sein, da die Indianer-Romane von Karl May um 1900 sowohl im deutschen Sprachgebiet als auch in Ungarn bekannt waren. Die impliziten intertextuellen Verweise auf berühmte literarische Werke positionieren das Feuilleton im literarischen Diskurs der Zeit. Gleichzeitig werden die Figuren der Großstadt, die Bureau-Männer und weißhäutige Damen als literarische Figuren inszeniert und aus dem trivialen Alltag in ein abenteuerliches Bild versetzt.

Der Ich-Erzähler führt den Gedanken, wie ermutigt durch seinen eigenen braunen Teint, weiter aus. Die große Hitze und das ins Wallen gebrachte Blut würden bei Mann und Frau eine Liebesillusion bewirken. Die Mutter Natur sei „eine gefällige Vermittlerin in Liebesgeschichten und Heiratssachen“ [D S. 2], sie verleihe beiden Geschlechtern die äußeren Eigenschaften, die für Erfolge in Koketterie und Galanterie sorgen sollen. Doch zögert der offensichtlich männliche Ich-Erzähler nicht, die „braun emaillierten Damen“ schließlich mit einer ironisch-bissigen Bemerkung zu entschleiern: „Ist die kleine Braune erst in der Stadt wieder gründlich ausgebleicht, so wird erst dem Ritter ab und zu grün und blau vor den Augen.“ [D S. 2]

Die Sommer-Feuilletons bringen die Regeln zum Vorschein, die in den bürgerlichen Kreisen die Geschlechterrollen bzw. Geschlechterbilder festlegten. Hier muss darauf hingewiesen werden, dass solche Äußerungen über die Sonnenscheu der Frau nicht verallgemeinernd verstanden werden sollen. Die modernen Frauen der Zeit kümmerten sich vermutlich weniger um ihre Hautfarbe, als in diesem Text behauptet wird. Verschiedene Badekostüme ermöglichten den jungen Damen das Schwimmen, und auch andere Sportarten wurden vom weiblichen Geschlecht mit

Eifer geübt wie z.B. das Radfahren oder Tennisspielen.³⁷ Interessanterweise wird aber im oben zitierten ungarischen Ratgeber aus 1910 empfohlen, man sollte sich ohne die Erweckung der Aufmerksamkeit unbedeckt im Freien bewegen.³⁸ Es ist anzunehmen, dass die Regeln der Prüderie zwar stets gültig waren, jedoch auch ‚offizielle‘ Ratgeber empfahlen, diese zu umgehen. In diesem Sinne können die bisher erörterten Zitate zum Braunwerden als sarkastische Bemerkungen des modernen Großstädtlers zu den inzwischen veralteten Verhaltensregeln verstanden werden.

5.2 Sommerkontext

5.2.1 Texte für Nicht-Reisende

Das Spiel mit Empfehlungen, Würdigungen und wiederum mit ironischen bis kritischen Konterkarierungen des Aufenthaltes an Badeorten und Sommerfrischen lässt auch die zu Hause bleibenden Großstädter nicht unberücksichtigt. Einerseits wird Solidarität mit der Lesergruppe gezeigt, die keinen Sommerurlaub außerhalb von Budapest unternehmen kann, andererseits kann hinter den eifersüchtigen Kommentaren eine versteckte Bewunderung für die „glücklichen“³⁹ Reisenden erkannt werden. Ein Beispiel für solche Strategien stellt das Feuilleton *An den Nicht-Reisenden* vom 12. Juni 1890 dar. Der Erzähler positioniert sich gleichzeitig in zwei Rollen. Einerseits teilt er das Schicksal der Daheimgebliebenen, andererseits reflektiert er bewusst auf

37 Treitz, Péterné (1909): A ruházkodás. In: Bexheft, Ármin (Hg.): A magyar család aranykönyve I. Budapest: Athenaeum., S. 644; Kéri, Katalin (2008): Hölgyek napernyővel. Nők a dualizmus kori Magyarországon 1867-1914. Pécs: Pannónia Kiadó, S. 161ff.

38 Szabóné (1909), S.694.

39 B.A.: *Den Nicht-Reisenden*. In: Neues Pester Journal. Ausgabe vom 12.06.1890, Jg.19 Nr.160 S.1. [Im Weiteren mit der Sigle „BA“ zitiert]

seine Funktion als Journalist. Vorerst werden die Reisenden als Größenwahnsinnige dargestellt, als Eroberer der Welt, zu deren Kurierung auch die Presse die ihre tut:

Wir Zeitungen thun ja auch alles Mögliche, um dieses Herren-Bewußtsein der Herren Reisenden zu pflegen. Das in dieser Jahreszeit üppig gedeihende Reise-Feuilleton ist eine eigene Veranstaltung, um die Leute zum Reisen zu verlocken. [BA S.1]

Hier kann man eine typische selbstironische Anschuldigung finden, hinter der die Macht und Wirkung der Medien bzw. Werbungen erkannt wird. Die Zeitungen und damit auch die Journalisten sollen mit „Wanderversammlungen, Ausstellungen und Organisatoren verschiedener Feste und touristischen Institutionen“ [BA S.1] verbündet sein. Sie vermitteln nämlich Werbungen und verschiedene reisebezogenen Informationen, was im Gunsten der Reisenden steht. Bedenkt man Lippmanns früher zitierte Gedanken, ist diese Funktion der Medien zu der Zeit schon tatsächlich vorstellbar. Nach der bewussten Stellungnahme des Erzählers als medialer Vermittler von Reisemöglichkeiten und damit einigermaßen Gegner der Daheimgebliebenen, ändert der Ich-Erzähler plötzlich seine Identität in das Gegensätzliche, und betrachtet sich auch als betroffener ‚Nicht-Reisender‘: „Wir Armen aber, die wir zu Hause bleiben müssen“ – sowohl die Journalisten und Werbeschreiber als auch ihre Leser – „blicken den Glücklichen, die den Zug besteigen, sehnsüchtigen Augen nach.“ [BA S.1] Das Selbstmitleid und das eigene Bedauern verstärkt sich immer mehr zu einer erbitterten, aber gleichzeitig schon lächerlich wirkenden Klage.

Als Hauptstädter soll man aber kein Stubenhocker bleiben: „auch unsere Stadt [kann] ein Reiseziel“ [BA S.1] sein. Zur Entstehungszeit des Feuilletons (sechs Jahre vor der großen

Millenniumsfeier von 1896) befand sich Budapest sowohl infrastrukturell als auch architektonisch im Sog der Modernisierung. Das Stadtbild hat sich bis zu diesem Zeitpunkt gravierend verändert, neue infrastrukturelle Elemente wie Verkehrsmittel und Straßenbeleuchtung bieten in dieser Zeit auch für den Einheimischen Bummel-Material. Der Feuilletonist fährt mit einer assoziativen Kette von Gedanken fort und weist darauf hin, dass man Einheimischer und Tourist gleichzeitig sein kann, trotz dessen, dass man tagsüber arbeiten muss. Sarkastisch wird aber auch dem Touristen Arbeit zugesagt:

Hält man die Aufgabe, auch nur einen Theil seines Bäddeckers abzufahren, abzuwandern, abzugenießen, für keine Arbeit oder für eine leichtere? Man sehe sich nur den Reisenden an, wenn er ein Tagewerk hinter sich hat und sich doch noch nicht Ruhe gönnen kann, weil die Sorge für den kommenden Tag ihn in Spannung hält! [BA S.1]

Der erwähnte *Baedeker* beinhaltet detailreich unterschiedliche Reiseinformationen zu ausgewählten Sehenswürdigkeiten der Zeit.⁴⁰ Als gewissenhafter Reisender ist man gezwungen, tüchtig die empfohlene Route (im empfohlenen Zeitraum) zu absolvieren, und schließlich sich auf die nächste Reise vorzubereiten. Merkwürdigerweise wird hier implizit Werbung für den damals beliebten Reiseführer gemacht. Der Ich-Erzähler wechselt ständig seinen Anhaltspunkt. Auf die implizite positive Publicity zum Baedeker

⁴⁰ Artikel „Bädeker“ von Otto Mühlbrecht in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 1 (1875), S. 759–760, Digitale Volltext-Ausgabe in Wikisource. Erreichbar unter : [https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Baedeker_\(1._Artikel\)&oldid=2487764](https://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Baedeker_(1._Artikel)&oldid=2487764) (zuletzt gesehen am 4. April 2017)

folgt gleich eine ironische Bemerkung zur dessen Anwendung. Dieser würde zwar reichlich informieren, gewährt aber den Reisenden keine Erholung, sondern, genau das Gleiche, wie der Alltag: Arbeit. Der Feuilletonist geht sogar so weit, dass er behauptet, der Heimkehrer würde nach so einer Reise ‚uns‘, die Zuhause geblieben sind, ‚beneiden‘. Ein Schritt der wiederum als Beruhigung und Sympathiefaktor für die aktuellen Leser interpretiert werden kann. Der Ich-Erzähler unternimmt ein Hin-und-Her zwischen Pros und Contras, in dem er die Position des aktuellen Lesepublikums, den nicht-Reisenden Großstädter einnimmt.

Die zweite Hälfte des Feuilletons behandelt die Erfahrungen des Großstädtlers. Da der Ich-Erzähler nun zum Kollektiv der Daheimgebliebenen gehört, werden die Erfahrungen „eine[s] unserer Freunde“ dargestellt. Dadurch sollen die folgenden Geschichten dem Leser als glaubhaft und wahr erscheinen. Zuerst wird ein Reisender erwähnt, der gestand, wie langweilig der Naturgenuss in Gmunden sein soll. Der Autor, in der Position der Stimme des daheimgebliebenen Kollektivs ruft aus „Naturgenuß! Die Natur ist gewiß sehr schön, aber haben wir sie denn nicht auch zu Hause?“ [BA S.1] Und plötzlich ändert sich die Stimme wieder, und der Ich-Erzähler spricht selbst:

Und dann klingt mir immer das Wort meines Lehrers in den Ohren: Wenn man nur etwas mit ihr anfangen könnte! Denn anfangen will der Mensch etwas mit Allem. Wenn man in dieses Grün der Wälder hineinbeißen, dieses Rauschen des Wasserfalls in die Taschen stecken könnte! [BA S.1]

Wie Erinnerungen aus der Kindheit klingen diese plötzlichen, merkwürdigen Gedanken des Lehrers. Es wird hier das Phantastische der Natur angesprochen, das Faszinierende, die dem

Menschen als unerreichbar ,erscheint. Infolge dieser kindischen Naturbegeisterung folgen blasierte Sätze. Wiederum erklingt die Stimme des großstädtischen Kollektivs: „Die Natur sagt uns nicht viel.“[BA S.1] Der moderne Mensch interessiert sich nun nur noch für „die wilde, zerrissene, zerklüftende Landschaft“, für den „romantischen Apparat der Natur“[BA S.1]. In Folge der Nervosität ist man „nur für die Knalleffekte der Natur empfänglich, freilich nur für einen Moment“[BA S.1]. Angefangen mit dem Naturgenuss, über eine assoziative Erinnerung aus der Kindheit ist der Autor nun beim Typ „moderner, gelangweilter, blasierter, nervösen Reisender“[BA S.1] angekommen und damit auch am Thema des gemeinsamen Reisens. Nachteilig werden die „Massenausflüge, Herdenwanderungen“[BA S.1] wegen den hohen Menschenzahl betrachtet. Vorteilhaft aber gilt die Möglichkeit, sich mit den Problemen der anderen zu beschäftigen und „in dem groben allgemeinen Trubel sich selber zu vergessen“[BA S.1]. Als Positivum der Massenausflüge wird hier ein wichtiger Moment des gesellschaftlichen Alltags angesprochen: der Klatsch und Tratsch über andere. Eine menschliche Gewohnheit, die für die blasierten Großstädter nicht selten gewesen sein soll. Das ständige ‚schlecht-Reden‘ über die unterschiedlichen Reiseerfahrungen und Naturbegegnungen erinnern an das Argwöhnische der Menschen, die am Besprochenen nicht teilnehmen können, die auf diejenigen, die sich das Reisen leisten können, eifersüchtig sind und den Freuden des Reisens gegenüber eine lächerlich skeptische Einstellung einnehmen.

Die Anknüpfung negativer Erfahrungen schließt der Autor mit einem weiteren Verweis auf den damals beliebten Baedeker. Der sei „freilich ein jämmerliches Surrogat einer wirklichen Reisevorbereitung“[BA S.2]. Es wird nämlich behauptet, früher hätten sich die Reisenden auch intellektuell besser darauf vorbereitet, was ihr Reiseziel ihnen kulturell bieten kann, „um doch nicht wie ein Narr von Bildersammlung zu Bildersammlung, von Kirche zu

Kirche geschleppt zu werden“[BA S.2]. Eine mögliche Lesart dieser Gegenüberstellung von heute und morgen kann in der Kritik an den Neu-Reichen gefunden werden. Man reise nur wegen des ‚Erzählen-Können[s]‘, denn

[d]er Modereisender sieht nach drei Tagen Venedig wie ein gehetztes Wild aus, ein erbarmenswerther Anblick, diese schlaffen, müden Gesichtszüge, dieser verzweifelte Blick, wenn davon die Rede ist, eine neue Kirche, eine neue Sammlung zu besuchen. [BA S.2]

Der Feuilletonist nimmt im Text die Perspektive des neidischen Zurückgebliebenen an, plaudert missgünstig und mit Schadenfreude über die Schwierigkeiten und Nachteile des Reisens. Das ‚wir‘ nimmt zum Schluss erneut die Identität des Zeitungsjournalisten, des Vermittlers von Werbungen an und äußert resigniertes Mitleid mit der Leserschaft. Doch gleichzeitig wird auf die Zukunft und auf die wiederkehrende Möglichkeit zum Abreisen hingewiesen, als eine Art Ermutigung. Man soll also doch reisen, statt daheim bleiben.

Was thut's, wir haben uns doch zu Nutz und Frommen der zu Hause bleibenden das Herz erleichtert. Es ist wirklich nicht so übel, sich einmal einen Sommer Ruhe zu gönnen. Wenigstens schmeckt dann – die nächste Reise, zu der man sich auch ein Bischen [sic] vorbereiten kann, doppelt so gut.[BA S.2]

Wählt man die oben schon genannte Lesart, derzufolge das Feuilleton *Den Nicht-Reisenden* ein kollektiver Solidaritätsbekenntnis mit den Zuhause Gebliebenen Großstädtern darstellt, so kann man zwei interessante Aspekte entdecken. Einerseits die allgemeine Meinung des weniger begüterten jedoch zahlreichen

Lesepublikums des Blattes, andererseits aber die vielfältigen touristischen Möglichkeiten, die um 1900 den Reisenden zugänglich waren. Die Modernisierung der Infrastruktur (Zugverkehr) und der Kommunikation (Baedeker) ermöglichen eine bis um die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unvorstellbare schnelle Ortsveränderung und abwechslungsreiches Kennenlernen der Welt.

5.2.2 *Texte über sommerlichen Impressionen*

Julius v. Ludassy geht in seinem Feuilleton *Sommerwesten* vom 23. Juli 1890 die Sommer-Thematik aus einer ganz eigenartigen, eher essayistisch-fiktionalen Perspektive aus. Es geht hier um ein anregendes Beispiel des poetischen Feuilletons, das einen expliziten Ich-Erzähler hat und sowohl assoziative Gedankensplitter als auch narrative Techniken bietet, die in einem impressionistischen Stil verknüpft werden. Mit dem Begriff „Sommerweste“ werden im Text besondere Kleidungsstücke und intertextuelle Verweise auf alte Gedichte bzw. auf die Kindheit angeführt. Aufgrund der Vielfältigkeit des Textes wäre hier eine eingehende close-reading-Analyse notwendig. Für die vorliegende Arbeit ist jedoch nur das erste Drittel vom Interesse.

Heureka! Ich habe es gefunden! Eine große, weltbeglückende Entdeckung verdankt mir die Menschheit! Vieles vermochte sie bisher: das pustende Dampfroß durchheilt die Welt; das flinke Funke sprüht durch den weithin gespannten Draht und bringt dem Einen das flüchtige Wort des Anderen aus der Ferne; [...] Nur Eines brachte der Mensch bisher nicht zuwege: er konnte Wind und Wetter nicht gebieten, den Regen nicht rufen [...] Das hat nun ein Ende. Ich besitze eine schöne gelbliche Sommerweste, die mit lieblichen

blauen Tupfen versehen ist. Ich brauche sie blos [sic] anzuziehen – und der Horizont verdüstert sich, die Dünste des Firmaments ballen sich zusammen und für die Landwirtschaft heilsame Niederschläge stellen sich alsbald ein. Und kaum entledge ich mich des wundersamen Kleidungsstückes, so lächelt schon die Sonne, die Lüfte klären sich, der Himmel blaut wieder und Alles athmet Heiterkeit und Frohsinn.⁴¹

Die plötzliche Freude am Anfang des Gedankenganges erinnert an einen unerwarteten Ausruf eines guten Bekannten. Indem sich der Ich-Erzähler über sein eigenes Unglück auf eine solche spielerische Weise lustig macht, reproduziert er die Situation des spontanen, freundlichen Plauderns im Kaffeehaus oder während einer Promenade. Der Ich-Erzähler prahlt selbstbewusst und leicht übertreibend mit seiner Entdeckung. Mit der Zögerung, diese Entdeckung zu enthüllen, steigert er die Neugier der Leser, um erst danach mitzuteilen, dass er ein schönes Kleidungsstück besitzt. Das Besondere an dieser eigentlich banalen Sommerweste ist die zauberhafte Fähigkeit, Wind und Regen zu kontrollieren. Was dank der leichten, Lebensfreude imitierenden Plauderstimme zuerst als eine sympathische Geschichte erscheint, enthüllt sich als spielerische Ironie des Alltags. Wird die Sommerweste an einem sonnigen Tag angezogen, so kann man sicher sein, dass es früh regnen wird. Die eigentliche Situation wird übertreibend präsentiert, wodurch der Unterhaltungsfaktor erhöht wird. Dieses Textbeispiel kann als ein impressionistischer Einblick in den alltäglichen Diskurs über die sommerliche Kleidung gelesen werden. Das Feuilleton nimmt des Weiteren einen spannenden Kurs, es entfernt sich

41 Julius v. Ludassy: *Sommerwesten*. In: Neues Pester Journal. Ausgabe vom 23.07.1890; Jg.19 Nr. 201 S.1-2.

von der Sommer-Thematik und verwandelt sich in einer Kritik an dem gegenwärtigen Erziehungssystem. Der spielerische Auftakt als Einleitung, wo die Sommerweste als solche aktuell situiert wird, dient als Schub für die folgenden Gedanken, in denen der Ich-Erzähler die Sommerweste auf unterschiedliche Weisen personifiziert, so lange bis er sein ehemaliges Kind-Ich selbst mit dem Typ ‚Sommerweste‘ identifiziert. Der Text Ludassys verdient eine detaillierte Analyse, sie würde aber die Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen.

6. *Ausblick*

Insgesamt kann anhand der vorgelegten Überlegungen zum „Sommerfeuilleton“ behauptet werden, dass diese spezielle Thematik, die Plauderei über den sommerlichen Alltag als ein aufschlussreiches Segment betrachtet werden kann, welches die heterogene flaneurhafte Natur des Feuilletons durchaus bestätigt. Sommerfeuilletons liefern Informationen über ein Segment des Großstadtlebens, fungieren als kritische Instanz urbaner Lebensart und bauen einen Subdiskurs auf, dessen Spannung in der Konfrontation des Aufenthalts in der bzw. außerhalb der Stadt besteht. Sie entwerfen das Porträt des Großstädters an fremden Orten und erweisen die Urlaubsorte wiederum als solche, die ‚urbaniert‘, d.h. zur Großstadterfahrung in Beziehung bzw. als deren Gegenstück in Szene gesetzt werden. Darüber hinaus bieten die abwechslungsreichen narrativen Techniken bzw. Elemente eine interessante Herausforderung zur Analyse der feuilletonistischen Strukturen. Eine ausführliche Untersuchung der Gattung und der narrativen Techniken dieser Textsorte kann zur Erschließung der Sommer-Topoi in einem größeren Korpus beitragen und deren Spezifik freilegen.